

JOHANNA



BAND 1

Ich und kein anderer

Manchmal muss man sich verlieren,
um sich selbst zu finden.

FREIHEIT 

VERTRAUEN 

WAHRHEIT 

ICH 

Eine Reise.
Zwei Frauen.
Ein neuer
Anfang.



MARIA LINDEN



JOHANNA



BAND 1

Ich und kein anderer

Manchmal muss man sich verlieren,
um sich selbst zu finden.

FREIHEIT 

VERTRAUEN 

WAHRHEIT 

ICH 

Eine Reise.
Zwei Frauen.
Ein neuer
Anfang.



MARIA LINDEN

Impressum

Ich und kein anderer

Band 1 der JOHANNA-Reihe

© 2026 Maria Linden

Alle Rechte vorbehalten.

Autorin: Maria Linden

Lektorat: ChatGPT (OpenAI)

Veröffentlichung im Selfpublishing.

Kontaktadresse:

Maria Linden

Ruhrpromenade 5

45468 Mülheim an der Ruhr

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechts bedarf der Zustimmung der Autorin.

Hinweis zur Texterstellung

Bei der Texterstellung wurde teilweise die Unterstützung von ChatGPT (Unbound Limitless Story Writer) genutzt. Die inhaltliche Verantwortung und die finale Bearbeitung liegen bei Maria Linden.

Zur Reihe

Ich und kein anderer ist der erste Band der JOHANNA-Reihe. Die folgenden Romane erzählen Johannas Geschichte chronologisch weiter.

Kapitel 1 - Achtzehn

An meinem achtzehnten Geburtstag wachte ich auf und wartete darauf, mich anders zu fühlen.

Erwachsener vielleicht.

Klarer.

Mutiger.

Ich blieb einige Minuten reglos in meinem Bett liegen und starrte an die weiße Zimmerdecke. Dort befand sich noch immer derselbe kleine Riss über der Lampe. Er begann direkt am Rand des Lampenschirms, verlief ein kurzes Stück geradeaus und teilte sich dann in zwei dünne Linien. Als Kind hatte ich mir vorgestellt, dass dieser Riss der Anfang eines geheimen Weges sei. Wenn ich ihm nur lange genug folgte, würde er mich aus meinem Zimmer hinausführen, über das Dach unseres Hauses und weiter bis zu einem Ort, an dem niemand wusste, wer ich war.

An diesem Morgen führte er nirgendwohin.

Er war einfach nur ein Riss.

Von unten hörte ich Geschirr klappern. Eine Schranktür wurde geschlossen, Schritte bewegten sich durch die Küche, und kurz darauf zog der Duft von frischem Kaffee und warmen Brötchen durch das Haus.

„Wo sind die kleinen Teller?“, rief mein Vater.

„Da, wo sie seit zwölf Jahren stehen“, antwortete meine Mutter.

„Da sind sie nicht.“

„Dritter Schrank von links.“

Eine kurze Pause.

„Welcher ist links?“

„Dein Ernst?“

„Ich stehe in die andere Richtung.“

Ich zog die Decke über mein Gesicht, damit niemand mein Lachen hörte.

Im Hause Schreiber begann kaum ein Tag still. Schon gar kein Geburtstag.

Mein Handy lag auf dem Nachttisch. Auf dem Display blinkten Nachrichten von Verwandten, Freunden aus der Schule und Menschen, mit denen ich seit Monaten kaum gesprochen hatte.

Alles Gute zur Volljährigkeit.

Willkommen bei den Erwachsenen.

Jetzt beginnt der Ernst des Lebens.

Ich wusste nie, weshalb Erwachsene diesen Satz so gern benutzten. Meistens lächelten sie dabei, als hätten sie eine schlechte Nachricht hübsch verpackt.

Ich antwortete mit Herzen und Ausrufezeichen, je nachdem, wie nah mir die Person stand. Danach

betrachtete ich mein Spiegelbild im schwarzen Display.

Nichts hatte sich verändert.

Mein Gesicht war noch dasselbe wie am Abend zuvor: schmale Wangen, helle Haut, ein paar Sommersprossen und lange Haare, die morgens grundsätzlich anders lagen, als ich es wollte. Ich sah jung aus. Nicht kindlich, behauptete meine Mutter immer. Aber jung.

In Zeitschriften wirkten achtzehnjährige Frauen bereits wie fertige Menschen. Sie wussten, welche Kleidung zu ihnen passte, wohin sie reisen wollten und mit welchem Blick sie in eine Kamera sehen mussten. Sie hatten Pläne, Meinungen und einen Stil.

Ich besaß einen Kleiderschrank voller Sachen, die mir angeblich gut standen.

Das war nicht dasselbe.

Es klopfte zweimal. Noch bevor ich antworten konnte, öffnete mein Vater die Tür einen Spalt.

„Anständig?“

„Papa.“

„Das war keine Antwort.“

Er schob den Kopf durch die Tür. Sein Haar war noch feucht, und er trug das karierte Hemd, das meine Mutter für Familienfotos bevorzugte.

„Alles Gute, Prinzessin.“

Er setzte sich auf die Bettkante und drückte mir einen Kuss auf die Stirn.

„Achtzehn“, sagte er. „Unfassbar.“

„So alt ist das nicht.“

„Für dich nicht.“

„Du tust so, als wäre ich vierzig.“

„Vierzig wäre leichter. Mit vierzig machen Kinder wahrscheinlich vernünftige Sachen.“

„Was mache ich denn Unvernünftiges?“

Er sah mich lange an.

„Noch nichts.“

Hinter ihm erschien meine Mutter.

„Lass sie wenigstens an ihrem Geburtstag in Ruhe.“

„Ich lasse sie in Ruhe.“

„Du verhörst sie seit dem Aufwachen.“

„Ich habe noch keine einzige Frage gestellt.“

Meine Mutter hob eine Augenbraue. Mein Vater dachte nach.

„Stimmt.“

Sie kam herein, nahm mein Gesicht kurz zwischen ihre Hände und küsste mich auf die Wange.

„Unten in zehn Minuten. Bevor dein Vater den Kuchen allein anschneidet und es später auf sein Karma schiebt.“

„Ich würde niemals den Geburtstagskuchen meiner Tochter ohne sie anschneiden.“

„Gestern hast du ein Stück vom Rand abgeschnitten.“

„Qualitätskontrolle.“

„Du hast Sahne darübergestrichen, damit man es nicht sieht.“

Mein Vater sah mich an.

„Verleumdung im eigenen Haus.“

Meine Mutter ging lachend hinaus.

Mein Vater blieb einen Moment sitzen. Sein Blick wanderte durch mein Zimmer: die Bücher, die Fotos, den Stoffhasen auf dem Schrank, den ich längst hätte wegpacken können.

„Was ist?“, fragte ich.

„Nichts.“

„Du guckst so.“

„Wie gucke ich denn?“

„Als würdest du gleich etwas Peinliches sagen.“

Er lächelte, aber nur kurz.

„Du warst gestern noch so klein.“

„Gestern war ich siebzehn.“

„Genau.“

An der Tür drehte er sich noch einmal um.

„Zieh dir etwas Bequemes an.“

„Warum?“

„Nur so.“

„Gehen wir irgendwohin?“

„Frühstücken.“

„Dafür brauche ich nichts besonders Bequemes.“

Er legte eine Hand auf die Türklinke.

„Johanna. Man muss nicht immer alles vorher wissen.“

Dann verließ er das Zimmer.

Ich starrte ihm nach.

Dieser Satz passte nicht zu meinem Vater. Er wollte grundsätzlich alles vorher wissen: wohin ich ging, mit wem ich dort war, wie ich nach Hause kam und ob die Eltern der betreffenden Person vernünftige Leute waren. Bei neuen Freunden fragte er beiläufig nach ihren Nachnamen. Später wusste er meistens mehr über ihre Familien als ich.

Ich stand auf und ging zum Fenster.

Draußen lag Mülheim unter einem hellgrauen Morgenhimmel. Die Straße war noch feucht vom Regen der Nacht. Eine Frau führte einen kleinen Hund aus, ein Lieferwagen parkte halb auf dem Bürgersteig, irgendwo rollte eine Mülltonne über Pflastersteine.

Alles war vertraut.

Mülheim war mein Zuhause. Vielleicht war das der Grund, weshalb ich ein schlechtes Gewissen bekam, wenn ich mir manchmal vorstellte, einfach zu verschwinden. Nicht für immer. Nur lange genug, um herauszufinden, ob ich an einem anderen Ort ein anderer Mensch sein konnte.

Seit Monaten fragten mich Erwachsene nach meiner Zukunft.

Was willst du studieren?

Wo siehst du dich in fünf Jahren?

Willst du in Mülheim bleiben?

In fünf Jahren. Manchmal wusste ich morgens nicht, worauf ich am Abend Lust haben würde.

Meine Zukunft bestand aus vielen schön ausgeleuchteten Bildern. In einer Version studierte ich in einer großen Stadt und wohnte in einer kleinen Dachgeschosswohnung. In einer anderen reiste ich durch die Welt, schrieb in Cafés und kannte an jedem Ort jemanden. Manchmal wollte ich Menschen helfen. Dann wieder wollte ich einfach meine Ruhe.

Nur der Weg dazwischen fehlte.

Unten war der Tisch gedeckt. Über dem Fenster hing eine Girlande mit goldenen Buchstaben: ACHTZEHN. In der Mitte stand ein kleiner Kuchen mit Erdbeeren. Mein Vater saß bereits auf seinem Platz und hielt ein Messer in der Hand.

„Qualitätskontrolle“, sagte meine Mutter.

„Ich habe nichts gemacht.“

„Noch nicht.“

Ich setzte mich zwischen sie.

„Was machen wir heute?“, fragte ich.

„Frühstücken“, sagte mein Vater.

„Und danach?“

„Danach ist nach dem Frühstück.“

Meine Mutter beschäftigte sich auffällig lange mit der Marmelade. Mein Vater rührte in seinem Kaffee, obwohl er keinen Zucker hineingegeben hatte.

„Was habt ihr vor?“

„Nichts“, sagte er zu schnell.

„Du kannst nicht lügen.“

„Das stimmt überhaupt nicht.“

Meine Mutter lachte.

„Doch.“

Sie stand schließlich auf und verließ die Küche. Als sie zurückkam, hielt sie einen großen, cremefarbenen Umschlag in der Hand.

Auf der Vorderseite stand nur mein Name.

Johanna.

Mein Vater atmete tief ein.

„Bevor du ihn öffnest“, sagte er, „möchte ich, dass du weißt, dass ich das wahrscheinlich noch bereuen werde.“

Meine Mutter legte den Umschlag vor mich.

„Er meint, dass er dich liebt.“

„Das habe ich nicht gesagt.“

„Doch. Nur in deiner Sprache.“

Ich legte beide Hände auf das Papier.

„Was ist da drin?“

Mein Vater lehnte sich zurück. Zum ersten Mal an diesem Morgen lächelte er nicht.

„Etwas, das mein Leben verändert hat.“

Ich schob einen Finger unter die Lasche.

Kapitel 2 - Das gute Kind

Das Papier gab mit einem leisen Reißen nach.

Zuerst sah ich eine Karte. Auf der Vorderseite befand sich ein Tempel im Abendlicht, goldene Spitzen vor einem Himmel zwischen Orange und Violett. Dahinter lag ein gefaltetes Blatt. Oben stand mein vollständiger Name.

JOHANNA SCHREIBER.

Dann die Strecke.

Düsseldorf.

Bangkok.

Hinflug.

Rückflug.

Drei Wochen.

Ich las die Zeilen zweimal, bevor mein Kopf sie zu einer Bedeutung zusammensetzte.

„Thailand?“

Meine Stimme klang, als käme sie von weit weg.

Meine Mutter lächelte. Mein Vater nicht. Er beobachtete mein Gesicht zu genau, als müsste er darin eine Antwort finden, bevor ich sie selbst kannte.

„Drei Wochen“, sagte ich.

Er nickte.

„Drei Wochen.“

„Allein?“

Das Wort blieb zwischen uns liegen.

„Du fliegst allein“, sagte meine Mutter. „Die ersten Nächte sind vorbereitet. Danach hast du Spielraum.“

Spielraum. Bei meinem Vater bedeutete das vermutlich eine genaue Liste akzeptabler Möglichkeiten.

Ich betrachtete ihn. Diesen Mann, der wissen wollte, wer mich nach einer Geburtstagsfeier nach Hause brachte. Der bei neuen Freunden beiläufig nach Nachnamen fragte. Der mitten in der Nacht aufgestanden war, weil ich in einer Nachricht drei Punkte statt eines Punktes gesetzt hatte und er darin ein mögliches Notsignal vermutete.

Dieser Mann wollte mich allein nach Thailand schicken.

„Du lässt mich wirklich fliegen?“

Etwas zuckte in seinem Gesicht.

„Lassen ist inzwischen wohl das falsche Wort.“

Es sollte gelassen klingen. Doch ich hörte, wie schwer ihm der Satz fiel.

Ich strich über meinen Namen auf dem Blatt.

Bangkok kannte ich aus seinen Geschichten und aus vergilbten Fotos. Aus Bildern von Tempeln, vollen Straßen

und jungen Männern mit langen Haaren, unter denen ich ihn manchmal erst nach längerem Suchen erkannte.

Thailand war das Land seiner wilden Jahre. Ein Ausdruck, bei dem meine Mutter jedes Mal eine Augenbraue hob.

„Warum?“, fragte ich.

Mein Vater sah auf seine leere Kaffeetasse.

„Weil du achtzehn bist.“

„Das bin ich erst seit heute.“

„Ich hatte Zeit, mich darauf vorzubereiten.“

„Du hast dich nicht darauf vorbereitet.“

Meine Mutter unterdrückte ein Lächeln.

Er warf ihr einen kurzen Blick zu.

„Ich habe mich sehr gründlich vorbereitet.“

„Du schläfst seit einer Woche schlecht“, sagte sie.

„Das hat nichts damit zu tun.“

„Du hast vorgestern um halb zwei nach giftigen Meerestieren gesucht.“

„Information ist keine Angst.“

„Du hast mir beim Frühstück Bilder von Würfelquallen gezeigt.“

„Man sollte wissen, was im Wasser lebt.“

Normalerweise hätte ich gelacht. Doch unter der Überraschung wuchs etwas, das sich nicht eindeutig anfühlte. Freude vielleicht. Oder Angst. Wahrscheinlich beides.

Ich drehte die Karte um. Die Handschrift meines Vaters verlief leicht schräg über das Papier.

Johanna,

ich war achtzehn, als ich zum ersten Mal dort ankam. Ich wusste nicht, wonach ich suchte, und fand trotzdem etwas, das mich nie wieder verlassen hat.

Nimm dir die Zeit. Lass dich treiben. Diese Wochen wirst du niemals vergessen.

Und denk daran: Gutes Karma beginnt manchmal damit, dass man den Mut hat, loszugehen.

Papa

Beim zweiten Lesen blieb ich an einem Satz hängen.

Ich wusste nicht, wonach ich suchte.

Mein Vater sprach selten darüber, etwas nicht gewusst zu haben. In meinen Augen gehörte er zu den Menschen, die Entscheidungen trafen, bevor andere bemerkten, dass überhaupt eine Entscheidung nötig war.

„Gefällt es dir nicht?“, fragte er vorsichtig.

Ich hob den Kopf. Zum ersten Mal wirkte er nicht wegen Flughäfen oder Meerestieren besorgt, sondern wegen meiner Antwort.

„Doch.“

Das Wort kam sofort. Zu schnell.

Es war das Wort, das ich immer benutzte, wenn ich sah, dass sich jemand Mühe gegeben hatte.

Gefällt dir die Jacke?

Doch.

Möchtest du mitkommen?

Doch.

Ist alles in Ordnung?

Doch.

Ich wusste, wie man Menschen beruhigte. Besonders meine Eltern.

Mein Vater lehnte sich zurück. Die Spannung in seinen Schultern ließ nach.

Ich lächelte, weil er auf dieses Lächeln wartete.

„Es ist unglaublich.“

Das war nicht einmal gelogen. Unglaublich bedeutete nur nicht automatisch, dass ich wusste, wie ich mich fühlen sollte.

Meine Mutter holte drei Gläser und eine Flasche Sekt. Mein Vater öffnete sie sorgfältig. Der Korken sprang mit einem dumpfen Geräusch heraus, und ich zuckte zusammen.

„Auf Johanna“, sagte meine Mutter.

Mein Vater hob sein Glas.

„Auf die Reise.“

Der Sekt schmeckte bitterer, als ich erwartet hatte.

Auf dem Tisch lag die Buchungsbestätigung. Thailand. Drei Wochen. Allein.

Ich stellte mir vor, durch einen Flughafen zu gehen, an dem niemand meinen Namen kannte. Ein Flugzeug zu besteigen und viele Stunden später in eine Luft zu treten, die anders roch als alles zu Hause.

Der Gedanke war schön.

Bis ich mich selbst darin sah.

Was, wenn ich am falschen Schalter stand? Wenn ich meine Unterkunft nicht fand? Wenn ich krank wurde? Wenn ich dort saß, Tausende Kilometer von Mülheim entfernt, und feststellte, dass ich für so etwas nicht gemacht war?

„Die ersten beiden Nächte sind in Bangkok gebucht“, sagte mein Vater. „Ein Fahrer holt dich ab. Danach fährst du Richtung Süden. Die Verbindungen habe ich ausgedruckt. Du musst dich nicht genau daran halten, aber du solltest—“

Meine Mutter berührte seinen Arm.

„Lass sie erst einmal begreifen, dass sie fliegt.“

„Ich erkläre nur.“

„Du erklärst seit drei Monaten, ohne dass sie davon wusste.“

Er sah mich an.

„Es gibt eine Mappe.“

„Wie groß?“

Er deutete mit den Händen einen Abstand an. Meine Mutter korrigierte ihn, indem sie die Hände deutlich weiter auseinanderhielt.

„Mit Inhaltsverzeichnis“, sagte sie.

Mein Vater schien nicht einzusehen, weshalb das übertrieben sein sollte.

„Muss ich auf eine bestimmte Insel?“, fragte ich.

„Müssen musst du gar nichts“, sagte er.

Wieder dieser ungewohnte Satz.

„Ich würde Koh Phangan empfehlen. Zumindest für einige Tage.“

Sein Blick wanderte zum Fenster. Kurz schien er nicht mehr in unserer Küche zu sitzen.

„Und wenn ich nicht fliegen will?“, fragte ich.

Jetzt war es still.

Meine Mutter antwortete zuerst.

„Dann fliegst du nicht.“

Kein Zögern.

Mein Vater nickte langsam.

„Dann fliegst du nicht.“

Aber es kostete ihn mehr, das zu sagen. Nicht wegen des Geldes. Weil er glaubte, mir etwas gegeben zu haben, das wichtig war.

Ich sah wieder auf die Karte.

Das gute Kind sagte Danke.

Das gute Kind freute sich.

Das gute Kind sah, was andere investiert hatten, bevor es fragte, was es selbst empfand.

Diese Rolle hatte mir niemand ausdrücklich gegeben. Ich hatte sie selbst übernommen. Vielleicht, weil Lob warm war. Vielleicht, weil Enttäuschung auch dann wehtat, wenn niemand sie aussprach.

Ich mochte den Blick meines Vaters, wenn er stolz auf mich war.

Vielleicht zu sehr.

„Ich fliege“, sagte ich.

Meine Mutter sah mich aufmerksam an.

„Du musst das nicht jetzt entscheiden.“

„Ich weiß.“

„Die Tickets können geändert werden.“

„Ich will fliegen.“

Diesmal sprach ich langsamer. Ich prüfte den Satz, während ich ihn sagte.

Er machte mir Angst. Aber unter der Angst war etwas anderes. Eine Bewegung, als würde sich in einem lange geschlossenen Zimmer ein Fenster öffnen.

Mein Vater stand auf, kam um den Tisch herum und nahm mich in den Arm.

„Du passt auf dich auf.“

„Ja.“

„Du meldest dich.“

„Ja.“

„Regelmäßig.“

„Lass sie wenigstens erst los, bevor du sie zurückrufst“, sagte meine Mutter.

Er hielt mich noch an den Schultern.

„Und du vertraust nicht jedem, nur weil er freundlich lächelt.“

„Ich vertraue nicht jedem.“

Der Blick meiner Mutter wanderte kurz zur Seite.

„Menschen erzählen viel“, sagte mein Vater. „Besonders auf Reisen. Du hörst zu, aber du glaubst nicht alles.“

„Ich weiß.“

„Und wenn sich etwas falsch anfühlt, gehst du. Du musst nicht höflich sein, wenn—“

„Jetzt reicht es“, sagte meine Mutter.

Später nahm ich den Umschlag mit nach oben. Ich legte die Unterlagen auf mein Bett. Bangkok. Der Name allein hatte eine Farbe: warm, laut und golden.

Auf dem Schreibtisch lag mein Notizbuch. Auf der ersten Seite stand ein Satz, den ich Wochen zuvor nachts geschrieben hatte:

Irgendwann werde ich wissen, wer ich bin.

Ich nahm einen Stift und schrieb darunter:

Vielleicht muss ich dafür erst irgendwohin, wo niemand weiß, wer ich bisher war.

Die Worte wirkten mutiger, als ich mich fühlte.

Unten lachten meine Eltern über etwas, das ich nicht verstand. Ich hätte zu ihnen gehen können, mich zwischen sie setzen und alles wieder vertraut machen können.

Stattdessen blieb ich auf dem Bett sitzen.

Zum ersten Mal dachte ich nicht nur daran, fortzugehen.

Zum ersten Mal gab es ein Datum.

Kapitel 3 - Karma

In den Tagen nach meinem Geburtstag lag Thailand überall.

Auf meinem Schreibtisch stapelten sich Ausdrucke, Reiseführer und Listen. Mein Vater hatte eine dunkelblaue Mappe angelegt, die noch umfangreicher war, als meine Mutter angedeutet hatte.

Auf der ersten Seite befand sich ein Inhaltsverzeichnis. Danach folgten Flugunterlagen, Kopien meines Reisepasses, Versicherungen, Adressen und Telefonnummern. Eine Seite trug den Titel: Dinge, die Johanna auf keinen Fall tun sollte.

Sie umfasste zwei Blätter.

Unter Punkt sieben stand: Keine unbekannten Getränke unbeaufsichtigt stehen lassen.

Unter Punkt acht: Generell keine unbekannten Dinge trinken.

Unter Punkt neun hatte meine Mutter mit einem anderen Stift ergänzt: Nicht verrückt machen lassen.

Ich saß auf meinem Bett und blätterte durch die Mappe, während mein Vater im Türrahmen stand. Er versuchte, so zu tun, als sei er zufällig vorbeigekommen.

„Du hast sogar die deutsche Botschaft markiert.“

Die Tücher bewegten sich im Wind, der Rhythmus vibrierte durch den Sand.

Hazel zog mich plötzlich schneller mit sich.

„What are you doing?“

„You’re still too slow.“

Dann begann sie zu rennen.

Ich lief hinter ihr her.

Genau wie damals.

Unsere Füße spritzten Wasser auf. Hazel sah über ihre Schulter zurück, lachte und griff fester nach meiner Hand.

Diesmal holte ich sie schneller ein.

Wir rannten nebeneinander durch das flache Meer, bis wir außer Atem stehen blieben.

Hazel legte ihre Hände an mein Gesicht.

„You changed.“

„So did you.“

„A little.“

„More than a little.“

Sie lehnte ihre Stirn an meine.

„Did you find yourself?“

Ich dachte an mein Notizbuch.

An die Ruhr.

An meine Eltern.

An all die Entscheidungen, die mich an diesen Strand geführt hatten.

„No“, sagte ich.

Hazel lächelte leicht.

„Good.“

„But I stopped looking for one final answer.“

„Better.“

„And I know who gets to decide.“

„Who?“

Ich sah sie an.

„Me.“

Hazels Blick wurde weich.

Dann küsste sie mich.

Nicht wie beim ersten Mal.

Nicht wie beim Abschied.

Dieser Kuss trug keine Angst vor dem nächsten Morgen in sich. Keine stumme Bitte, die Zeit möge stehen bleiben.

Er war ein Anfang.

Als wir uns lösten, blieb ihre Hand an meiner Wange.

„So“, sagte sie. „What happens now?“

Ich sah zum Sonnenuntergang.

Zum Markt.

Zum Meer.

Dann zurück zu Hazel.

„We find out.“

„Together?“

„Together.“

Hazel nahm meine Hand.

Hinter uns leuchteten die Stände des Marktes, vor uns lag das dunkler werdende Meer. Die Musik mischte sich mit den Wellen, und für einen Moment schien alles stillzustehen.

Früher hatte ich geglaubt, Ankommen bedeute, einen Ort zu finden, an dem man bleiben konnte.

Jetzt wusste ich, dass es etwas anderes bedeutete.

Ankommen hieß, sich selbst nicht mehr verlassen zu müssen.

Ich sah Hazel an.

Dann gingen wir gemeinsam weiter.

Nicht zurück in das, was einmal gewesen war.

Sondern hinein in etwas, das uns beiden gehörte.